

Selbst gerichtet.

Nach den Aufzeichnungen eines Kämpfers in den Befreiungskriegen.
(Schluß.) Von M. Voebell. (Nachdruck verboten.)

Ia, es lebe die Freiheit! rief ich mit meiner letzten Kraft, ergriff die Flasche und genoß fast mit einem Zug das dargebotene Labial. Bald empfand ich die Wirkung: die Schauer schwanden, ein ungewohntes Feuer begann meine Adern zu durchströmen, und mit ihm eine wilde Lust an den Auftritten, deren Zeuge ich war. Die schmerzliche Resignation so vieler Jahre wich dem neu aufgeregten Haffe gegen meine Unterdrücker und einem Durst nach Rache, zu dessen Befriedigung die Freiheit selbst mir die Pforten meines Herkers geöffnet zu haben schien. Ich jubelte laut auf, mich an diesem nie gehofften Ziele zu befinden, und in das allgemeine Geschrei einstimmend, mischte ich mich aufs neue unter die Menge.

Von allen Seiten bot man mir nun Wein und geistige Getränke dar. Ohne Überlegung griff ich danach, aber gar nicht lange, dann ging der Taumel in völlige Betäubung über; mein Körper vermochte sich nicht länger aufrecht zu halten, ich verlor das Bewußtsein und sank ganz erschöpft in einem stillen Winkel nieder, den ich zuvor im Gefühle einer unwiderstehlichen Müdigkeit aufgesucht hatte.

Wie lange ich hier gelegen, weiß ich nicht. Als ich erwachte, erhellte ein schwacher Strahl der anbrechenden Morgendämmerung den Ort, an dem ich mich befand. Tiefe Stille herrschte um mich, die den Anblick der Zerstörung nur um so widriger erscheinen ließ. Ich hatte Mühe mich zu besinnen, was mit mir vorgegangen war; nachdem aber Bewußtsein und Erinnerung wieder in mir lebendig wurden,

fühlte ich mich bald frischer und reger. Auch an eine Instandsetzung meines Äußeren mußte ich nun denken. So machte ich mich daran, mir unter den von den Plünderern zurückgelassenen Kleidungsstücken das Geeignete auszusuchen und es anzulegen. Derart in einen unscheinbaren, doch ausreichenden Anzug gekleidet, die rote Mütze mit der dreifarbigten Kokarde auf dem Haupte, verließ ich das Schloß. Die Nationalgarde am Tor, voll Rücksicht gegen diejenigen, die aus ähnlicher oder gleicher Ursache wie ich zurückgeblieben waren, ließ mich ungehindert passieren. Aber noch war es zu früh, um meinem dringendsten Wunsche, mich meines großen Vartes entledigen zu lassen, nachzukommen. Ich hielt mich daher bis zu passenderer Tageszeit und um vor etwaiger Wiedererkennung sicher zu sein, an weniger besuchten Orten auf. Doch wie wenig hatte ich dieses überhaupt zu befürchten! Paris war mit ganz andern Dingen beschäftigt, als daß man an die Ergreifung eines davongelaufenen Gefangenen gedacht hätte.

In der Tasche meines Rockes hatte ich eine Börse mit etwas Geld gefunden; es war nicht viel, aber hinreichend, meine geringen Bedürfnisse auf mehrere Tage zu befriedigen, und darüber hinaus ging meine Sorge nicht. So trat ich, nachdem ich endlich mein Äußeres einigermaßen wieder hatte in Ordnung bringen lassen, mit der Absicht in ein Kaffeehaus, durch das Lesen der Tagesblätter mich von dem wahren Stand-



Die materische Kirche von Senne am Westrand der Argonnen, von den Franzosen in Trümmer geschossen.

Phot. H. Wenzendorf.

de der Dinge, deren eigentlicher Zusammenhang mir noch immer nicht recht verständlich war und worüber ich meine Unwissenheit nicht verraten mochte, zu unterrichten. Zwar suchte ich mir ein klares Bild zu machen, doch war ich, nachdem ich ganze Stöße von Flugblättern durchgesehen, nicht eben klüger als zuvor. Doch hatte diese Lektüre meine ganze Aufmerksamkeit gefesselt, und ich

legte sie nur aus der Hand, um einen Gang durch die Straßen zu machen und um von jener Glende, die die Urheberin meines Unglücks war, vielleicht etwas zu hören. Leicht fand ich das mir nur zu bekannte Gebäude wieder. Noch glänzte mein Name in Goldlettern über dem Eingange, noch schien nichts während so mancher Jahre den Glanz und das Wohlleben dieser Nichtswürdigen gestört zu haben, während ich im tiefsten Elende schmachten mußte. Ich fühlte alle Wut, allen Haß, den ich diesem Weibe geschworen, aufs neue in meiner Brust auflockern, und mit einem Eide schwur ich mir, falls die Hand der Vergeltung, die jetzt so manchen heimlichen Verbrecher ereilte, diese Strafbare verschonen sollte, ohne Erbarmen der Rächer meines Unglücks zu werden. Ich trat in ein nahegelegenes Gasthaus, wo ich durch geschickt gestellte Fragen leicht ermittelte, daß die Marquise noch immer in den alten Verhältnissen lebe und der Gang zur Bequemlichkeit und zum Wohlleben sie bewogen habe, ihren Geliebten von der Absicht, mit ihr in das Ausland zu fliehen, abzubringen.

So hatte ich einige Tage verlebt; stets fand ich mich zu derselben Stunde in dem Kaffeehause ein, wo ich die Tagesblätter las, und ebenso regelmäßig besuchte ich die Sitzungen des Nationalkonvents. Da ich stets ein stummer Zuhörer der an diesen Orten gehaltenen Gespräche und Reden war, so wurde ich allmählich mit den allgemeinen Angelegenheiten bekannt. Eines Tages trat ein Mann zu mir, den ich fast stets im Kaffeehause bemerkte.

„Sie scheinen hier fremd zu sein, nicht wahr?“ redete er mich an, wobei er auf die Blätter deutete, die ich in der Hand hielt.

„So ist es Bürger!“ antwortete ich; ich bin seit kurzem in Paris. Eine Gemütskrankheit hielt mich gegen zehn Jahre an einen sehr traurigen Ort gefesselt; ich bin nun endlich genesen und nach Paris gekommen, um alle Freunde wiederzusehen. Zum Teil finde ich sie tot, zum Teil verzogen, und nun stehe ich fast allein in einer mir fremden Welt. Es ist natürlich, daß ich Zeit brauche, um die neue Ordnung der Dinge zu begreifen, um so mehr, als ich dieselbe mit dem Interesse eines Mannes verfolge, der unter dem Druck des Despotismus manche herbe Erfahrungen gemacht hat.“

„Das ist richtig von Ihnen,“ war die Antwort, „allein es reicht nicht hin, wie Sie einsehen werden, Ihnen bei der jetzigen Sachlage eine sichere Stellung zu gewähren. Sie müssen sich der siegenden Partei tätig anschließen, wenn Sie nicht Gefahr laufen wollen, für einen heimlichen Aristokraten zu gelten. Ich bin ein Agent des Maire Petion,“ setzte er leiser hinzu, „und ich habe den Auftrag, Leute anzuwerben, die die Beschlässe des Konvents durch ihre Stimme bekräftigen helfen, erforderlichenfalls auch die Hand bieten, sie auszuführen. Die gute Sache bedarf, soll ihr Sieg dauernd bleiben, mancherlei Werkzeuge, und wer es mit dem Vaterlande gut meint, wird bereit sein, ihm jeden Augenblick zu dienen, mag die Form so oder so sein.“

Es war dieses ein Vorschlag, wie ich ihn nicht besser wünschen konnte, denn mit der Sprache dieser Vaterlandsfreunde nun schon genügend bekannt, um auf passende Weise mit einstimmen zu können, ergriß ich freudig eine Gelegenheit, die am sichersten zur Ausführung meiner Rachepläne diente. Ich wurde daher sofort mit dem Agenten über die Bedingungen einig, unter welchen ich mich dazu verstand, in seine Dienste zu treten, worauf er mich alsbald in das Bureau Petions, des zu jener Zeit allgewaltigen Mannes, führte.

Die Revolution ging ihren zermalnenden Riesenschritt weiter, ohne daß es meines schwachen Hauches bedurft hätte, die gewaltige Flamme noch stärker anzuschüren. Täglich fanden in den Wohnungen der Reichen und Adligen Hausdurchsuchungen nach verborgenen Proskribierten statt und die Verhaftungen nahmen einen stets wachsenden Umfang an. Bald bot sich mir die Genugthuung, meine verhaßte Feindin mit dem Herzog von Arbonne auf der Liste der Verdächtigen zu sehen, was zur Folge hatte, daß beide festgenommen und in Haft gebracht wurden. Die Wohnung der Marquise sah ich erbrochen und teilweise geplündert. Sie war von dem Augenblicke an dem Tode verfallen, wo sie der furchtbaren Gewalt des Revolutionstribunals in die Hände geriet; da ich dieses wußte, so bereitete ich mich im stillen zu ihrem Ankläger vor. Die Vorsetzung hatte es aber anders beschlossen, und mir sollte der Vortwurf, mein eigener Rächer gewesen zu sein, erspart bleiben.

Die Tage des 1. und 2. September 1792 erschienen, die mit wenigen Ausnahmen allen in den Gefängnissen befindlichen Adligen und Geistlichen den Tod brachten. Das Verfahren, das Robespierre und seine Genossen angeordnet hatten, um die Gefängnisse schnell zu leeren, war kurz und energisch, aber ihren geheimen Absichten entsprechend. Es wurde für jedes Gefängnis ein selbstständiges Volkstribunal eingerichtet, das die Verhafteten abzurufen hatte. Es zeigte sich nun, zu welchem Zwecke die Gewaltthaber Personen anwerben ließen und in ihren Bureaus auf nur nebensächliche Weise beschäftigten, jedoch reichlich bezahlten.

Sie sollten nämlich bei den damals schon beschlossenen großen Maßregeln, wie dieses beabsichtigte worden genannt wurde, sichere Werkzeuge sein, um die Meinung des Volkes bei jenen Verurteilungen zu leiten. Ich mag nicht erzählen, von welchen Greueln ich damals Zeuge gewesen bin. Täglich erwartete ich bei der großen Anzahl von Verurteilungen, denen ich beizuwohnen mußte, den Namen der Marquise zu vernehmen. Daß sie verhaftet war, wußte ich aus den Verzeichnissen, die in meine Hände kamen, aber es blieb um so schwerer zu ermitteln, in welchem Gefängnis sie sich befand, da man die Verhafteten oft aus einem Kerker in den andern brachte, auch die rohen Vorsitzenden jener Volkstribunale die Namen nicht selten verwechselten oder unrichtig angaben. Leicht konnte es durch eine solche Verwechslung der Zufall fügen, daß die Strafbare der Vergeltung entrann und ein minder schuldbelastetes Leben an ihrer Stelle bluten mußte. Von dieser Vorstellung eingenommen und durch die täglichen Szenen der Verzweiflung und des Blutvergießens in einen Zustand fieberhafter Spannung versetzt, begab ich mich in den späteren Nachmittagsstunden eines Tages aus dem Gefängnisse von St. Polagie nach der Wohnung des Maire, um neue Verhaftungsbefehle einzuholen. Da trat der Sekretär desselben mit einem Blatte in der Hand mir entgegen.

„Eilen Sie, Bürger,“ rief er mir zu, „nach dem Gefängnisse von la Force! Der Maire hat soeben erfahren, daß eine Anzahl der wichtigsten Verworfenen*) durch Irrtum sich noch dort befinden und noch nicht gerichtet sind. Eilen Sie, die Urtheile der Nation an diesen Verhafteten vollstrecken zu lassen.“

Sogleich begab ich mich nach dem bezeichneten Orte, unterwegs die Liste durchlesend. Es waren mir unbekannte Namen. Im Hofe des Gefängnisses wartete der Nachrichten bereits auf die Verurtheilten. Systematischer als in den andern Kertern, wo die Gefangenen auf verschiedene Weise gerichtet wurden, hatte man hier ein Schafott errichtet, das eine Anzahl Weiber, die sogenannten Schafott-Jurien, mit wüstem Geschrei umgaben. Ich trat in das Zimmer, wo das Volkstribunal seine Sitzungen hielt, dem Präsidenten meine Liste überreichend. Dasselbst standen bereits viele Verhaftete, mit bleichen Wienen den Urteilspruch erwartend. In grausamer Ironie blieb das Wort Tod in diesen Sitzungen außer Gebrauch. Man verurtheilte nur zur Abführung in ein anderes Gefängnis, und indem eine solche vorgebliche Veränderung des Aufenthaltes die Gefangenen mit einer kurzen Hoffnung erfüllte, führte man sie durch eine Hintertür des Zimmers unmittelbar in jenen Hof, wo der erste Schritt über die Schwelle der Schritt aus dem Leben war.

So sah ich nacheinander mehrere Gefangene kommen und verschwinden, als ein neuer Trupp erschien, an dessen Spitze eine Frau vor die Schranken trat, in der ich sofort die Marquise erkannte. Die Schreden der letzten Zeit schienen weder auf die Reize ihrer Gestalt noch auf die Anmut ihrer Züge Einfluß ausgeübt zu haben, ja, ihr Auge strahlte mitbegeistert in höherem Feuer, indem sie sich mit unerschütterlicher Haltung dem schwarz-behangenen Tische näherte, wo über Leben und Tod entschieden wurde. Während eines Augenblicks schien ihre noch immer große Schönheit die Wirkung selbst auf die entmenschten Gemüther der Richter nicht zu verfehlen; sie verstummten, während der Präsident mit etwas unsicherer Stimme einen fremden Namen nannte.

„So heiße ich nicht!“ sagte sie lebhaft, „es hat hier ein Irrthum stattgefunden, man hat mich mit einer andern Person verwechselt.“

Sie sprach diese Worte mit festem Ton, wobei sie mit triumphirender Miene ihre Ankläger ansah. Da begegnete ihr Blick dem meinigen. Eine Erinnerung schien in ihr aufzuzucken und sich zum Bewußtsein zu gestalten, denn sie erbleichte und ihr fester Mut brach zusammen.

„Wer seid Ihr denn eigentlich?“ fragte der Präsident.

„Die Marquise von Brancailles!“ entgegnete sie kaum hörbar.

„O, die suchen wir ja schon lange!“ rief der Präsident mit boshafter Miene.

Ich aber, von Haß erregt, schrie: „Glende, zu lange schon hast du diesen Namen geschändet!“

Belebend und schredensbleich stützte sie sich auf den Tisch. Da wandte sich der Präsident, hinter dessen Stuhle ich mich befand, um, und sagte mit bedeutungsvollem Lächeln:

„Was Sie auch, Bürger, gegen diese Frau vorzubringen haben mögen, wir würden zu viel Zeit damit verlieren, und Sie sollen wissen, daß ich den bestimmten Befehl habe, sie nach der Abtei bringen zu lassen!“

„Nach der Abtei!“ scholl es aus dem Munde der Mitglieder des Tribunals, während die Marquise in der Meinung, einen unerwarteten Schutz gefunden zu haben, mit einem gewissen Trost um sich blickte.

Ich wußte nur zu gut, daß jener Ausspruch den Tod bedeutete.

*) So wurden die zur Hinrichtung bestimmten bezeichnet.

Indem war sie bereits von zwei Schützen nach hinten unterdrückt worden, wohin sie in der Furchung bevorstehender Befreiung arglos folgte. Jetzt aber trieb der Austritt in meinem Innern mich auf den Hof hinaus, um die unrettbar Verlorene noch einmal zu sehen. Eben führte man sie die letzten Stufen hinab, wobei der Anblick der furchtbaren Maschine, die sie schnell über ihr Schicksal belehrte, ihr das Entsetzen des Todes auf das Antlitz drückte. Da wurde sie hingeschleppt zu dem blutigen Gerüst, von dem ich kurz entfernt stand. Sie sah mich, und der verzweiflungs-volle Aufschrei, den sie ausstieß, war der letzte Laut ihres Lebens; im folgenden Augenblick verblutete sie unter dem mörderischen Eisen der Guillotine, während die das Schafott umtanzenden Weiber über das schöne und glänzende Opfer aufschrien.

Auch ich schrie laut auf; ein Taumel drohte mich zu überwältigen, und ich mußte mich an eine der mir nächststehenden Personen festhalten, um nicht niederzufallen. — Das ewige Strafgericht, so schien es mir, sei nun über die sündige Welt herein- gebrochen, in dem ich durch eine unbegreifliche Fügung Zeuge und helfendes Werkzeug von der Strafe und dem Untergang eines schuldbeladenen Geschlechtes sein sollte.

Was zunächst auf jenen Vorgang folgte, ist meinem Gedächtnis zum Teil entschwunden. Ohne Zweifel waren es Szenen ähnlicher Art, die fortbauerten, bis das Gefängnis geleert und die Opfer, die man für nötig erachtete, gefallen waren. An einem der nächsten Tage wurde ich zu Danton gerufen, der damals Justizminister war. Er gab mir einen unbedeutenden Auf- trag, und indem er mich scharf fixierte, fragte er:

„Sie haben die Marquise von Brancailles gekannt?“

Ich fand jetzt keine Veranlassung mehr, mit meiner Geschichte zurückzuhalten und erzählte offen die Begebenheiten meines Lebens.

„Sie Bedauernswerter!“ entgegnete der Minister, als ich zu Ende war; „an einem Manne, der so furchtbar unter dem Druke des Despotismus gelitten hat, muß die Sache der Freiheit eine unerlöschliche Stütze gewonnen haben, und so werden Sie, hoffe ich, ihr ungeteilt angehören.“

Ich konnte dieses aus voller Seele bejahen.

„Es ist indessen auch billig,“ fuhr er fort, „daß die Revolution ihre Diener belohnt. Die Güter der Marquise sind eingezogen; Sie haben alle Ansprüche, sich an ihrem Nachlaß schadlos zu halten, insofern nämlich Geld eine solche Unbill, wie Sie sie erleiden mußten, zu vergüten imstande ist. Die Habe der Verurtheilten ist bestimmt, die Kosten zu decken, die die vielen neuen Einrichtungen verursachen, wozu auch die Besoldung zuverlässiger Beamten gehört. Reichen Sie mir daher morgen eine Forderung ein von dem, was Sie als Schadloshaltung für Ihr Unglück, für die Jahre, die Sie verloren haben, und für die Beschimpfung, die Ihnen zugefügt ist, beanspruchen.“

Ich nannte sogleich eine mäßige Summe. Er entgegnete, daß dieses viel zu wenig sei und drang mir mehr als das Doppelte der Summe auf, die ich verlangt hatte. Ich war von da ab oft um Danton. Er und die andern Gewalthaber bedurften für ihre Pläne noch weiterer zuverlässiger Personen, als die aus der Masse des Volkes, damit dieselben in den Sitzungen des Ra- tobinerklubs durch ihre Agitation das Gewicht der Reden ver- stärkten, deren Inhalt man durchgeführt wissen wollte.

Durch Danton wurde ich auch mit Robespierre in dem Zeit- punkte näher bekannt, wo das Interesse der Revolution diese beiden Männer näher gebracht hatte. Die glühende Seele Robes- pierres, seine überwältigende Begeisterung, die kühnen Ideen von Freiheit und Republikanismus, die ihn bei äußerer Ver- schlossenheit und Kälte erfüllten, zogen mich mächtig zu ihm hin und ich trat, als die Wege dieser beiden sich bald darauf wieder trennten, entschieden auf Robespierres Seite, in dem ich allein den wahren Apostel der Freiheit zu erblicken wähnte. Ich wurde durch ihn zum kühnsten Freiheitsprediger, zum wütendsten Hasser der königlichen Gewalt, gegen die ich oft mit einer Bitterkeit, die ein Beispiel suchte, im Nationalkonvent sprach. Stets lehnte ich jedoch das Anerbieten, eine bestimmte öffentliche Stelle an- zunehmen, standhaft ab. Ich wollte nichts sein als der Freund und Gehilfe Robespierres, und ich hatte den Entschluß gefaßt, sobald die Republik besetzt sein würde, mich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Er lohnte mir diese Hingabe mit einem unein- geschränkten Vertrauen, und oft glaubte ich im innersten Grunde seiner Seele zu lesen, die gleichsam ein Herd stets fortglühender Ideen von Freiheit und Republikanismus war.

So schritten die Ereignisse vor bis zur Verurteilung Lud- wigs XVI. Sein Tod war in der inneren Beratung derjenigen, die die Volksmeinung leiteten, längst und unwiderruflich be- schlossen. Ich wußte das, ich stimmte vollkommen den Ansichten bei, die dieses Verbrechen als notwendig hinstellten, und wenn auch wahrscheinlich ohne mein Zutun das Schicksal dieses un- glücklichen Monarchen ihn auf das Blutgerüst geführt haben würde,

so kann ich wohl, um wahr zu sein, mich nicht von dem Vorwurfe freisprechen, hierzu nach Kräften mitgewirkt zu haben.

Das Schicksal des Königs war entschieden. Der unglücksvolle 21. Januar 1793, ein Tag der tiefsten Trauer für jeden vater- landsfreundigen und altanbänglichen Franzosen, erschien. Ich be- fand mich in Nationaluniform, mit geheimen Befehlen des Voll- ziehungsrates, ganz in der Nähe des Blutgerüsts. Als der be- klagenswerte Monarch es bestieg, sah ich ihn zum erstenmal in meinem Leben so nahe, denn so oft er im Verhör war, hatte der besondere Auftrag Robespierres, die Bewegungen des Volkes auf der Strafe zu beobachten, mich aus den Sitzungen entfernt gehalten. Jetzt fühlte ich mich bei seinem Anblick doch erschüttert. Ich war von vielen Hinrichtungen Zeuge gewesen, aber nie hatte ich so viel Standhaftigkeit bei solcher Umgebung, niemals so viel Würde und eine solche Ruhe zu beobachten Gelegenheit gehabt. Ich hatte mir den König ganz anders vorgestellt, ein ganz anderes Benehmen von ihm erwartet. Es wird Ihnen vielleicht bekannt sein, daß Ludwig, als er das Blutgerüst bestiegen hatte, festen Schrittes bis gegen den Rand desselben vorging, mit einem einzigen Wink den Trommelschlägern Ruhe gebot und dann mit weithin tönender Stimme sprach:

„Ich sterbe unschuldig aller der Verbrechen, deren man mich anklagt. Ich verzeihe den Urhebern meines Todes und bitte Gott, daß mein Blut nicht auf Frankreich zurückfalle!“

Er würde noch mehr gesprochen haben, wenn nicht ein Na- tionalbeamter den Trommelschlägern mit hochgeschwungenem Degen das Signal gegeben hätte, aufs neue zu wirbeln. Ich muß es gestehen, dieser Glende war ich, mit geheimen Befehlen dazu an diesen Platz gestellt, und obgleich ich den Wunsch hegte, eine so traurige Szene möglichst abzukürzen, so kam die Reue darüber doch nur mit meinem Leben enden. Da ertönte von einer anderen Seite der Zuruf an den Henker, seinen Auftrag zu vollziehen. Es geschah — und die tiefe Stille, die darauf ein- trat, bewies zur Genüge, daß die Franzosen es fühlten, welch eine furchtbare Schuld dieser Augenblick über sie brachte.

Nur der Ruf: „Es lebe die Republik!“, den ich mit den andern Helfershelfern laut werden ließ, brachten wieder Leben in die schweigende Volksmasse.

Der Eindrud, den dieser Vorgang auf mich machte, war tief und erschütternd gewesen; dennoch gelang es Robespierres Ein- redungskünsten, ihn in kurzer Zeit zu verwischen oder wenigstens in den Hintergrund zu drängen. Eine lange Zeit verging, ehe meine republikanischen Träume angefochten wurden. Ich hatte das Unglaubliche erlebt, wie sollte ich mich wundern, wenn noch Unglaublicheres folgte, wenn ich unzählige Opfer an den Altären jener Freiheitsgöttin enden sah, die für ihre aufrichtigsten Apostel keinen andern Lohn zu haben schien, als das Blutgerüst. Selbst Danton, Hebert und viele andere sah ich fallen, weil sie der Lodung zu Macht und Herrschergehalt nicht hatten widerstehen können. Der Erfinder des Schreckenssystems schickte sie mit beispielloser Gefühllosigkeit in den Tod, um desto sicherer allein zu gebieten. Es währte lange, ehe mir darüber die Augen aufgingen. Als es endlich geschah, als ich mir nicht länger verbergen konnte, daß auch Robespierre an der Sache der Republik zum Verräter wurde, da verließ ich mit Abscheu gegen Welt und Menschen das unheil- volle Paris, obgleich mir Robespierre und St. Just die vorteil- haftesten Anerbietungen machten. Eine schmerzliche Sehnsucht zog mich nach der Stätte meiner Heimat, nach der Bretagne. Es war kurz vor dem Sturze Robespierres, sonst würde mich seine Macht und seine Rache auch hier zu finden gewußt haben. So blieb ich denn bei dem milderen Verfahren, das nun eintrat, unbelästigt.

Die Meinigen waren sämtlich verstorben. Ein älterer Bruder von mir war vor langen Jahren zur See gegangen, aber niemals hatte er ein Lebenszeichen von sich gegeben. Das väterliche Haus fand ich bis auf eine kleine ärmliche Wohnung verfallen, die ein alter Diener bewohnte. Das kleine Gut war, da mein Vater sich längst nicht mehr am Leben befand, beim Ausbruch der Revolution als Nationaleigentum verkauft worden. Bertrand, jener alte Diener, erstand das baufällige Haus nebst einem Teile des Landes, das er mit Hilfe seiner Tochter, die als Witwe bei ihm lebte, anbaute. Ich kannte beide von Kindheit auf und wurde von ihnen wiedererkannt. Die ungeheuchelte Freude, womit sie mich empfingen, dazu ihre offene Bereitwilligkeit, mir das Besitztum wieder abzutreten, rührte mich tief. Ich war es nicht gewohnt, solcher Gefinnungen von Treue und Ergebenheit im Leben zu begegnen, und hier zuerst, unter armen Landleuten, sollte ich diese Tugenden kennen lernen. Ich erklärte, nichts von ihrem Besitztum zu beanspruchen, wenn sie mir nur gestatten wollten, gegen ein geringes Kostgeld ihre Lebensweise zu teilen. Es währte lange, bevor ich sie bewegen konnte, etwas anzunehmen. Dann ging ich zu dem Maire des Ortes, bei dem ich eine Er- klärung niederlegte, daß ich alle Ansprüche an die jetzigen Inhaber

meines väterlichen Testaments aufhebe. unangefochten lebte ich unter diesen harmlosen Menschen, und niemand störte mich in meiner Zurückgezogenheit.

Die Angelegenheit meines Vaterlandes waren es allein, die mir noch einiges Interesse einzulösen vermochten. Ein benachbarter Besitzer gab mir von Zeit zu Zeit öffentliche Blätter, die mich stets von dem Gange der Ereignisse unterrichteten. Die Jahre schwanden. Die schmerzlichen Erinnerungen meines Lebens hatten in der mich umgebenden Stille nach und nach ihren Stachel verloren. Mein Blick wurde freier, kein Egoismus, keine törichte Selbstverblendung hielt ihn mehr gefangen, und wie in klarer Übersicht der Zusammenhang meines Lebens vor meinem inneren Auge sich entwickelte, so wurde mir auch die schmerzliche, aber heilsame Erkenntnis meiner Fehler und Irrthümer zuteil, und mehr und mehr begann ich sie zu bereuen. Da kam, es sind nunmehr fünf Jahre her, aus der Hauptstadt der Provinz eine Mitteilung an den Maire unseres Dorfes, daß ein Herr de Brancailles in Paris verstorben sei, der seit einigen Jahren dort ansässig gewesen wäre. Er hatte auf Seereisen und durch vorteilhafte Spekulationen ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben, das er samt einem Hause in Paris Abkömmlingen seiner Familie, so fernsolche am Leben sein sollten, vermachte, andernfalls sollte die Hinterlassenschaft milden Stiftungen zufallen. Es galt nun zu ermitteln, ob noch jemand von seinen Familienmitgliedern sich am Leben befände. —

Meine erste Regung war, die Erbschaft den wohlthätigen Stiftungen zu überlassen, die der Wille des Verstorbenen, der niemand anders als mein älterer Bruder war, ihnen in zweiter Reihe zugebracht hatte. Einige Überlegung aber veranlaßte mich, diesen Entschluß zu ändern, und zum nicht geringen Teile war auch der Gedanke maßgebend, daß ich nun manches Elend und manches Unglück, das die Revolution verschuldet, wenigstens in etwas lindern könne. So beschloß ich, wieder nach Paris zu gehen, und leicht überredete ich die Tochter Vertrauds, meine alte Haushälterin, deren Vater unlängst gestorben war, mich hierher zu begleiten.

Und nun bewundern Sie mit mir die Wege des Schicksals, denn dieses Haus ist das nämliche, das die Marquise einst bewohnte. Der Name, den es trug und dessen Spuren Sie noch über dem Eingang wahrnehmen können, hatte meinen Bruder veranlaßt, es zu kaufen, als nach der Revolution so manches Besitzthum ausbezogen wurde. Fest entschlossen, niemals von seinen Räumen und Bequemlichkeiten Gebrauch zu machen, ließ ich nur einige Zimmer im Seitenflügel für mich einrichten. So

lebe ich denn in der geräumigen Hauptstadt nun seit Jahren als ein menschenfeindlicher Einsiedler, der es als die größte Freude empfindet, wenn er hier und da eine Träne fremden Schmerzes trocknen kann, und der in diesem Bewußtsein einige Linderung für sein eigenes unheilbares Leid findet!" —

Hier beendigte Brancailles seine Erzählung. Er war bei den letzten Worten sehr bewegt aufgestanden und ging mit den Anzeichen tiefen seelischen Schmerzes die Kastanienallee hinab. Als er zurückkehrte, glaubte ich in seiner Miene den Wunsch zu lesen, allein zu sein, auch schien mir nach diesen Mitteilungen ein gleichgültiges Gespräch weder passend noch möglich. Ich begnügte mich daher, ihm mit dem Ausdruck herzlicher Teilnahme schweigend die Hand zu drücken, alsdann ich mich auf mein Zimmer begab.

Als ich ihn wieder sah, da schien er zwar heiter gestimmt, doch kam es mir vor, als ob er geflüsternd der Erinnerung an jene Mitteilungen ausweiche und alles vermeide, was das Ge-

spräch wieder darauf bringen könne; ich berührte diese schmerzliche Seite daher nicht weiter und schonte seine Trauer durch Stillschweigen.

Nach einiger Zeit wurde ich ausquartiert, da ein Offizier der russischen Garde die Wohnung erhielt. Doch damit war mein Umgang mit meinem alten Freunde nicht abgebrochen; ich besuchte ihn öfters, indem ich ihn zu Spaziergängen abholte, und stets fand ich bei ihm dieselbe rege Teilnahme an allem, was sich auf die Ereignisse der Zeit bezog.

Als ich eines Tages in der erwähnten Absicht auch wieder zu ihm kam, fand ich wider Erwarten das Haus



Ein Wiedersehen auf dem galizischen Kriegsschauplatz: Wegen Choleraverdacht isolierte Soldaten werden von ihren Frauen besucht. Kilophot, Wien.

offen, die Türe seines Zimmers aber zu meinem Besremden verschlossen und versiegelt.

Im Begriff, die alte Marton aufzusuchen, kam diese mir aus dem Gange des Erdgeschosses weinend entgegen und reichte mir stumm, aber mit dem Ausdrücke herzerreißenden Schmerzes einen versiegelten Brief. Er war von Brancailles Hand an mich gerichtet und enthielt folgende Zeilen:

„Als in der Sitzung des Nationalkonvents am 16. Januar 1793, nachts um 12 Uhr, nach mehrstündiger Verhandlung über Ludwig XVI. Schicksal, der Augenblick gekommen war, ihn zu verurteilen, da lähmte, so gut auch alles vorbereitet war, in diesem entscheidenden Augenblicke die Schen vor der ungeheuren Tat, vielleicht auch ein dunkles Vorgefühl einst möglicher Ahndung, jede Zunge, und niemand wollte der erste sein, sein Votum auszusprechen. Da erhob ich mich von meinem Sitze, und meine Stimme: „Der Tod ohne Umstände!“ war die erste, die den unglücklichen Fürsten zum Tode verurteilte. Jetzt hat die längst verdiente Vergeltung mich ereilt und ich komme ihr zuvor, indem

Der Unglückliche gehörte zu den wenigen Personen, die von



Ein Bismarck-Deukmal in Frankreich. (Mit Text.)

der Amnestie der neuen Regierung unter Ludwig XVII. ausgeschlossen waren. Er hatte tags vorher durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende bereitet.

Im Schützengraben.

(Schluß.) Kriegsnovelle von A. G. Krueger. (Nachdruck verb.)

Schon einige Zeit hatten die Offiziere erstaunt ein dumpfes Rollen und Dröhnen zu vernehmen gemeint. Dieses verstärkte sich nun mehr und mehr. Und als die Gesellschaft nun an eine Stelle gelangte, wo der Gang wieder nach Westen zu verlaufen begann, wurde dieses Geräusch förmlich ohrenzerreißend. Die Offiziere blieben stehen und lauschten angestrengt.

„Ich möchte darauf schwören, daß das Kanonendonner ist!“ wandte sich Erzelenz an die andern Herren. „Und es muß auch welcher sein, denn meiner Ansicht nach dürften wir uns ganz in der Nähe der Franzosen befinden!“

Die andern Herren waren teils seiner Ansicht, teils vertraten sie eine andere. Da trat Leutnant Heimert, der einen Schrittmesser bei sich führte, an Erzelenz heran und meldete, bleich vor Erregung:

„Wir befinden uns unmittelbar unter der französischen Geschützstellung, Erzelenz. Und die Strede des Ganges von diesem Anie bis zu dem vorherigen bildet die Vorderseite des Schützengrabens. Bitte gehorhsamt, hier meine Berechnung anzuschauen!“

Hastig griff der General



Pfarrer D. Lanterburg, Bern, zum Seelsorger der deutschen Gefangenen in Frankreich ernannt. (D. J. G.)

durste. Der General, der das bemerkte, lachte.

„Nun, Herr Major,“ rief er freundlich, „heraus mit Ihrem Plan, den Sie ja wohl schon in der Tasche haben!“

„Erzellenz,“ pläzte dieser heraus, „wenn wir hierher eine tüchtige Ladung Dynamit legen, sprengen wir die ganzen Schützengräben in die Luft!“

„Ganz meine Ansicht! nicht der General ernst. „Doch darüber sprechen wir nachher. Zunächst möchte ich so gern Näheres über das Ende des Ganges wie über den Verlauf des anderen wissen. Es ist eine ganz eigentümliche Sache, daß die Franzosen die Geschichte nicht entdeckt haben. Dafür muß irgendein Grund vorliegen! — Herr Leutnant, bitte!“



Wilhelm Bauer,

Erfinder des ersten Unterseebootes. (Mit Text.)



Instruktion an einer vom gegnerischen Artillerie- und Infanteriefener besonders stark heimgesuchten Stelle in der deutschen Schützengrabenslinie in Flandern.

„Sofort legte sich Heimert erneut an die Spitze des Zuges, der nach einigem Aufsuchen der Pioniere noch etwa dreihundert Kilometer in den Gang einzudringen vermochte. Dann sperrte ein mächtiger Geröllhaufen den Weg. Und da es durch einige Spalten desselben hell hindurchschimmerte, ließ sich vermuten, daß sich hier das Ende des Ganges befand. Zugleich machte sich aber auch ein eigenartiges Rauschen und Tosen bemerkbar, für das zunächst keine Erklärung zu finden war.“

Nach kurzem Überlegen befahl der General, den Schutthaufen abzuräumen. Energisch zwar, aber, da man sich unmittelbar im Bereich der Franzosen befand, leise und mit äußerster Vorsicht, gingen die Pioniere an die Arbeit. Bald genug war der Schutt so weit entfernt, daß man die Lage genau zu übersehen vermochte. Und nun zeigte sich etwas Wunderbares, das zugleich das eigentümliche Rauschen erklärte:

Tatsächlich war das Ende des Ganges gefunden. Dieser mündete dicht vor einem über ihn stürzenden Wasserfall, der den Ausgang völlig verdeckte, am Rande einer tiefen Schlucht, die sowohl über als auch unter dem Ausgang steil und unzugänglich gähnte. Und als die Offiziere nun näher zusahen, bemerkten sie unter Schutt und Geröll altes Mauerwerk, aus dem deutlich erkennbar war, wie früher hinter dem Wasserfall hervor von dem Ausgang des Ganges eine Treppe in die Sohle der Schlucht hinabgeführt hatte.

Staunend betrachteten die Offiziere diesen Überrest alter Kriegskunst. Und sinnend meinte der General:

„Allerhand Hochachtung! Von den alten, römischen Heerführern kann man heute noch manches lernen. Der römische Legat hat sich hier ein Ausfalltürchen geschaffen, das nicht ohne ist. Schade, daß wir's nicht benutzen können. Aber andere Zeiten, andere Sitten. Unser Dynamit schafft schnellere Arbeit. Bedauerlich ist es nur, daß damit nun auch diese geniale Anlage zerschmettert wird. — Was hilft's aber?“

Schnell begab sich hierauf die Gesellschaft zurück in den Keller, und die Untersuchung des zweiten Ganges begann. Hier aber war man nicht so glücklich. Schon nach einigen hundert Schritten senkte sich der Gang steil in die Tiefe. Zugleich zeigte der Apparat stark die Anwesenheit von Grubengasen an. Mehr und mehr machte die hier herrschende Stille das Atmen beschwerlich. Immer trüber brannten die Lichter. Und da nun auch zahlreiche vermoderte Gebeine auftauchten, sah man, daß dieser Gang wohl nur zur Bergung gefallener Krieger gedient haben mochte, und verzichtete auf ein weiteres Vordringen.

Nach einem kurzen Hin und Her befahl der General nun den Aufstieg an die Oberwelt, der bald bewirkt war. Dann verschwanden die Kommandeure und ließen den geheimnisvollen Schützengraben wieder in dem ausschließlichen Besitz der rechtmäßigen Eigentümer.

Während diese nun ihrem gewohnten Tagewerk, das größtenteils in dem Aushalten des französischen Feuers bestand, oblagen, herrschte in dem Generalstabszelt ein außerordentlich reges Leben. Ordonnanzten kamen und gingen. Artillerie zog in neue Stellungen. Truppenverschiebungen fanden statt. Flieger stiegen auf, kehrten wieder. Und die Schleichpatrouillen, gegen die französischen Fliegerstellungen wurden von Offizieren geführt, mehrten sich in ungewöhnlicher Weise.

Um drei Uhr nachmittags befahl der General sämtliche Pionieroffiziere zu sich, mit denen er eine Stunde etwa unterhandelte. Kurze Zeit, nachdem diese Exzellenz verlassen hatten, begann in dem Schützengraben ein unheimliches Leben.

Leutnant Heimert rückte mit seinem ganzen Zug an, den er sofort in die Keller nach unten dirigierte. Handwerkszeug und Material wurde in Mengen herbeigeschafft. Und die Mauerwerksarbeit der Genietruppe begann, während eine Sektion Infanterie zu Hilfsleistungen kommandiert wurde.

Nur für eine Viertelstunde erschien Heimert abends in der „Villa Brehmer“, die sich ständig eines regen Zuspruchs erfreute. Hastig aß und trank er ein wenig, rauchte eine Zigarre und beantwortete die unendlichen Fragen des Wastgebers und der Gäste nur ganz kurz also: „Gott, Herrschaften, euch alles genau zu erklären, dazu gehören Stunden. Die habe ich nicht übrig. Nur kurz soviel: Alles ist in Ordnung, steht wohl. Morgen werdet ihr mehr erfahren. Wenn meine Leute die Nacht durchhalten, bin ich mit Tagesanbruch fertig, um die Franzosen fliegen zu lehren. Das andere ist dann eure Sache. Gott befohlen!“

Damit hastete er davon und verschwand in seinem Loch, während die anderen, in Erwartung einer schweren Arbeit für den folgenden Tag noch schnell ein wenig zu schlafen versuchten. Das gelang ihnen aber erst, nachdem die Franzosen ihnen den üblichen Gutenachtrauf in Gestalt einer Anzahl schwerer Granaten dargebracht hatten.

Die Nachtruhe des Leutnants Brehmer indessen sollte aber

er etwas unruhig aus seinem schönen Traum gerissen. Und als er nun, noch halb im Schlaf, die Augen öffnete, sah er zu seinem Erstaunen Heimert, der ihn heftig aufstieß:

„Zum Donner, so wachen Sie doch endlich auf! — Hat der einen Schlaf, na, Gott stärke! — Brehmer, Mensch, aufstehen. Der Deubel ist los!“

„Ja — was soll's — was ist denn los?“ rief dieser auf ein erneutes Rütteln des Kameraden erschreckt.

Misttraulich betrachtete Heimert zuerst das schlaftrunkene Gesicht: „Sind Sie munter, Brehmer?“ fragte er ärgerlich. „Ich meine, ob Sie voll und ganz begreifen können, was ich Ihnen sage?“

„Aber ja doch, wenn ich auch nicht ahne, was Sie zu nachtschlafender Zeit hierherfahren kann. Draußen ist doch alles still. Kein einziger Schuß fällt und . . .“

„Machen Sie sich schnell fertig, Kerlchen!“ unterbrach aber Heimert hastig. „Sie haben doch einen Vertreter hier? Ja? — Denn gut! — Sie müssen nämlich sofort meinen Alten aufpurren, damit er Exzellenz das mitteilt, was ich Ihnen jetzt sagen werde. Sie haben mich doch genau verstanden?“

„Aber natürlich! — Also, ich soll Ihren Major wecken und ihm mitteilen —?“

„Bei meiner Arbeit da unten habe ich durch das Erdtelefon festgestellt, daß die Franzosen eine Sappe gegen unsere Stellung vortreiben. Anfragen bei mir sind unnütz. Die Sache ist ganz sicher. Exzellenz soll nun Verhaltensmaßregeln geben. Ich bin um drei Uhr fertig mit der Ladung! — Die Sache eilt. Also tun Sie mir den Gefallen, und machen Sie rasch. Die Zeit drängt, obchon die Franzosen kaum in unserer unmittelbaren Nähe sein können. Exzellenz muß sofort einen Entschluß fassen! — Haben Sie alles richtig erfaßt, Kamerad?“

„Ja, ganz genau!“ rief Brehmer und knöpfte den Mantel zu.

„Schön! — Einen Unteroffizier mag ich nicht senden, also müssen Sie schon los! — Pardon für die Belästigung!“

„Alles in Ordnung!“ antwortete Brehmer kurz, drückte dem Kameraden die Hand und hastete davon.

Und wieder tauchte Heimert in sein Reich hinab.

Um drei Uhr morgens wurde in allen Schützengräben stiller Alarm verkündet und der Befehl bekanntgegeben: Um halb vier Uhr beginnt die Artillerie das Feuer auf die hintersten feindlichen Stellungen. Das Jägerbataillon, das 2. und 4. Bataillon 102, sowie das 1. Bataillon 95 hält sich bereit zum Sturm. Dieser setzt in demselben Augenblick ein, in welchem die Explosion der Mine unter dem französischen Schützengraben stattfindet. Unter allen Umständen ist die gegnerische Stellung zu nehmen. Das 2., 3. und 4. Bataillon 95 rückt sofort in die verlassenen deutschen Gräben ein.

Die französische Stellung bestand aus drei parallelen Schützengräben, die an dem Berge übereinander angelegt und durch Drahtverhaue und Flatterminen stark befestigt waren. Während die aufklärenden Flieger in dem ersten Graben Alpenjäger und Maschinengewehre festgestellt hatten, war reichlich französische schwere Artillerie neben Infanterie in der zweiten Stellung festgestellt, derselben, unter die eben die Mine gelegt wurde. Was in dem dritten, völlig im Unterholz befindlichen Graben an Feinden vorhanden war, hatte, des unsichtigen Terrains wegen, nicht erkundet werden können.

Jedermann in der deutschen Stellung kannte die französischen Befestigungen genau, und jedermann wußte, daß der Sturm auf diese ein verzweifelt hartes Stück Arbeit darstellen mußte. Aber der Befehl, die Stellung zu nehmen, war gegeben, mithin würde dieser eben genommen werden.

Jede Einzelheit, wie der Sturm angelegt und ausgeführt werden mußte, war genau festgelegt worden. Nun schritten die Hauptleute mit den Zugführern nochmals die Stellungen ab und ermahnten die Leute, sofort mit aller Energie, so schnell sie konnten, in dem Augenblick vorwärts zu stürzen, indem die Explosion der Minen erfolgen würde.

Noch war alles still und ruhig. Eben graute der Morgen ein wenig. Leichte graue Schleier stiegen hinter der französischen Stellung aus der Schlucht auf, glitten zwischen den Bäumen und dem Buschwerk, gespenstischen Schemen vergleichbar, auf und nieder. Und ein leichter Wind trug von den feindlichen Gräben ein leichtes Geräusch herüber, wie es etwa eine erwachende, leise das Frühstück vorbereitende Truppe verursachen mag.

Da zerriß plötzlich das Donnerkrachen der Artilleriesalven die Luft. Feurige Bogen hoben sich aus der deutschen Stellung und senkten sich unter schmetterndem Krachen auf die französischen Linien nieder, dort Sand, Steine und auch menschliche Gliedmaßen in die Luft schleudern. Dieser Salve folgte sofort ein rasendes Schnellfeuer aus allen Geschützen. Unausgesetzt sprühten die Feuerstrahlen, krachte und schmetterte es. Man konnte fest-

stellen, daß die deutsche Artillerie vorzüglich eingeschossen und der Erfolg derselben ein ganz erheblicher war.

Unausgeseht raste das Artillerief Feuer weiter, obschon dichte Rauchmassen, die sich dem Artilleristen verwehren wollten, den Ausblick mehr und mehr erschwerten. Und, da nun auch die französische Artillerie lebhaft das Feuer erwiderte, sah man durch den von ihren Geschützrohren aufsteigenden Qualm von der französischen Stellung wenig.

Erwartungsvoll und fieberhaft aufgeregte verharrete die Sturmkolonne. Und starr, mit lodern den Augen, vor sich am Boden seine Uhr, in der Hand die Zündmaschine, welche die Mine zur Explosion bringen sollte, hockte Heimert in seinem Stand, die Sekunden zählend.

Jetzt wies der Zeiger der Uhr auf fünf Minuten vor vier. Mit einem leichten Donnerkrachen setzte das Artillerief Feuer aus. Und sonderbar mutete die Ruhe an, die nun folgte.

Langsam rötete sich das Gesicht Heimerts. Die Adern an Hals und Stirn schwellen hoch an. Bis in die Kniele hinein fühlte er den Herzschlag. Und ein leises Beben glitt über seinen Körper.

Zwei Minuten vor vier — eine — vier Uhr!

Wie wahnsinnig wirkte Heimert die Kurbel des Zündapparates herum, während seine Lippen sich vor Erregung öffneten, sein Atem leuchtete.

Eine Sekunde verging — zwei — drei.

Da! Ein fürchterlicher Schlag plötzlich, der die Erde erbeben machte. Dann ein gräßliches Knirschen, Schmettern, Prasseln und Krachen, durch das wilde Geheul drang. Vor der französischen Front stand eine gut acht Meter hohe Wand von Staub, Erde, Geröll, über der man Steine, Menschenleiber, Holzstücke, Bruchstücke zerschmetterter Geschütze in der Luft wirbeln sah und in die hinein Hunderte grauer Gestalten mehr flogen als liefen. Und das überwältigende, donnernde Hurra der Stürmer verschlang jetzt alle anderen Geräusche.

Heimert war sofort nach der Explosion mit einem mächtigen Satz aus seinem Stand auf die Böschung gesprungen und hatte sein Glas an die Augen gerissen. — Zunächst sah er nur die Sturmkolonne in der Staubwolke, die tatsächlich das schwache Morgenlicht verdeckte, verschwinden. Was kümmerte die der auf sie niederprasselnde Sand, die Steine und das andere. Vorwärts, nur vorwärts ging es, ran an den Feind.

„Verfluchte Kerls!“ murkte der Leutnant. Und nun, als die Staubmasse sich einigermaßen verzogen hatte, griff ein gewaltiges Ersauern in seiner Seele Platz. Den Erfolg hatte er von seiner Sprengladung nicht erwartet.

Die ganze zweite Linie der französischen Stellung mit samt der Artillerie war vom Erdboden verschwunden und mit ihr auch ein Teil des ersten Grabens. Sonderbar! — Kaum glaublich! Das konnte ja gar nicht möglich sein! — Aber dann wurde es licht in ihm. Herrgott, seine Explosion hatte wahrscheinlich auch die für die französische Sappe bereits herbeigeschaffte Sprengladung entzündet. Daher die tolle Wirkung. Und er machte vor Vergnügen einen Luftsprung.

Die Sturmkolonne, welche den ersten Graben zu nehmen hatte, fand leichtes Spiel, da die Explosion der Mine den größten Teil vernichtet hatte. Mit dem Rest der Besatzung wurde man schnell fertig und stürzte weiter.

Nicht so gut hatte es die zweite Abteilung, die für die dritte feindliche Befestigung bestimmt war. Während sie die zerstörten Gräben durchkletterte, erhielt sie aus der obersten französischen Parallele ein mörderisches Feuer, das große Verluste verursachte. Aber nichts konnte die Stürmer aufhalten. Hinauf den Berg ging es, mochte fallen, was wollte, und heran an den Feind. So gewaltig war der Ansturm, daß die Jäger beinahe in den hinter der französischen Linie gähnenden Abgrund gesprungen wären.

Nun begann ein verzweifelter Kampf. Die Franzosen hatten am Rande der Schlucht mit außerordentlichem Geschick Stellungen und Schießscharten angelegt, aus denen sie ein fürchterliches Feuer unterhielten. Aber das alles half ihnen nichts. Die Deutschen glitten hinein in ihre Stellungen, das Bajonett und der Kolben machten grausige Arbeit. Und nach Verlauf zweier Stunden befand sich die ganze Linie in deutschem Besitz. Obschon sehr wenig Beute gemacht wurde — außer einem Bronzemörser, zwei Minenwerfern und drei Maschinengewehren mit der dazu gehörigen Munition fiel nichts in deutsche Hände — war der Sturm auf diese, von den Franzosen für uneinnehmbar gehaltene Stellung dennoch eine Leistung ersten Ranges. Exzellenz verkündete die Heldentat unter Befehl der beteiligten Bataillone durch Funkenspruch der gesamten Armee und erkannte die grandiose Leistung bei seinem Besuch der Stürmer also an: „Der heutige Tag bildet ein stolzes Blatt in der Geschichte des Krieges!“

Als alles vorbei war, zog der General die Sturmkolonnen, die nur wenige Gefangene gemacht hatten, zurück und sandte die

Reserven vor, die nun sofort an die Befestigung der neuen Stellung gingen. Bald war diese denn auch gesichert, daß so leicht kein Sturm der Franzosen Aussicht auf Erfolg haben konnte.

Eine Anzahl Eiserner Kreuze gelangten an die heldenmütigen Stürmer später zur Verteilung, deren eines Leutnant Heimert zu seiner großen Freude sich an die Brust heften durfte. Auch Brehmer verdiente sich eins und andere mehr.

Die Elektrizität im Kriege.

Von Eugen Löwinger. (Nachdruck verboten.)

Die in der Heimat Zurückgebliebenen verfolgen die Schicksale ihrer Lieben mit doppelt ängstlichem Herzen, sobald sie die Nachricht erhalten, daß ein Familienangehöriger Aufnahme in einem Lazarett gefunden hat. Die Elektrizität tritt sofort in ihre Rechte, wenn es sich darum handelt, mit ihrer Hilfe Geschossteile aufzufinden, die im menschlichen Körper stecken geblieben sind, sowie über den Lauf des Wundkanals zu unterrichten. Von den Ergebnissen, die die Röntgenapparate zutage fördern, hängt die Art der Behandlung ab. Damit ist auch die Gewähr gegeben, daß, wenn nur irgendwie möglich, die Heilung und Wiederherstellung der verwundeten Krieger erreicht wird, denn für diesen Erfolg ist fast immer ausschlaggebend die richtige Behandlung der Wunde gleich bei der Einlieferung des Verletzten, und die Elektrizität bietet uns dazu eine ausreichende Handhabe. Ebenso ist die Elektrizität dazu bestimmt, Metallteile, die sich in den Wunden festgesetzt haben, zu entfernen. Dafür werden Elektromagnete genommen, die in die Wunde eingeführt werden.

So wie die Elektrizität dazu verwendet wird, die Wunden des Kriegers zu heilen, so dient sie auch dazu, Wunden zu schlagen. Zu diesem Zwecke findet sie die stärkste Anwendung auf den Kriegsschiffen. Auf den modernen Panzerungsküsten ist alles auf den elektrischen Betrieb berechnet. Die elektrischen Anlagen an Bord eines solchen Schiffes sind in ihrer Ausdehnung oft nicht viel den Einrichtungen unterlegen, die Großstädte ersten Ranges aufweisen. Man benützt die Elektrizität, um die mittels Dampfmaschinen angetriebenen Schiffschrauben zu betätigen, sie wird verwendet zur Steuerung, bei den Pumpen, zum Aufwinden der Anker, zur Ventilation, beim Öffnen und Schließen der wasserdichten Schotten und schließlich bei den Scheinwerfern und Signallichtern. Daß an Bord die Geschütze elektrisch bedient werden und daß die Übermittlung von Nachrichten und Befehlen ebenfalls nur auf elektrischem Wege stattfindet, ist bekannt. Daß ferner die Elektrizität der Beleuchtung und Heizung dient und daß ihre Kraft in den Küchen- und Wirtschaftsräumen angewendet wird, ist ebenfalls nichts Neues. Die Leitungen an Bord sind derart gesichert, daß selbst Beschädigungen an Teilen dieser Leitungen den Betrieb des Ganzen nicht aufhalten.

Die „aktuellste“ Waffe, die Unterseeboote, wären nicht denkbar, wenn der Mensch es nicht verstanden hätte, sich die Elektrizität dienstbar zu machen. Man braucht wohl nicht besonders zu erwähnen, daß fast alle Einrichtungen an Bord eines Tauchbootes durch elektrische Kraft betätigt werden. Da die Unterseeboote, wenn sie unter der Wasseroberfläche schwimmen, nur durch die in den Akkumulatoren aufgespeicherte Kraft bewegt werden können, so kann man sich leicht einen Begriff davon machen, was die Elektrizität für diese modernste aller Waffen bedeutet. Läuft das Schiff auf dem Wasser, so wird es durch Kraftmaschinen fortbewegt.

Täglich ist in den Zeitungen zu lesen, welche wichtigen Dienste die Telephon- und Telegraphenleitungen den Heeren leisten. Daß die Stacheldrahtverhaue auch elektrisch geladen sind, um die Annäherung des Feindes sofort zu melden, ist ebenfalls eine nicht unbekannte Tatsache, wie die elektrisch bedienten Scheinwerfer auch bei den Fußtruppen eine Hauptrolle spielen im Falle von Nachtangriffen, welchen man so viele Erfolge in diesem Kriege verdankt.

In allen modern ausgebauten Festungen sind der Elektrizität große Aufgaben zugewiesen. Die bedeutende Ausdehnung, die die Festungsbauten jetzt haben müssen, machen es notwendig, durch elektrische Schmalspurbahnen nicht nur den Verkehr der Mannschaften innerhalb des Festungsgürtels zu vermitteln, sondern noch mehr ist der Transport von Munition, Geschützen, Nahrungsmitteln und Materialien aller Art auf diese Schmalspurbahnen angewiesen. Daß in den Panzertürmen das Einbringen der Munition; ja sogar die Betätigung der Zündvorrichtung auf elektrischem Wege geschieht, sind Errungenschaften der allerletzten Jahre.

Wir haben bereits des Fernsprech- und Telegraphenverkehrs gedacht. Die Dienste, die diese Leitungen heute vollbringen, waren in früheren Kriegen fast ausschließlich den Meldereitern aufgebürdet. Wir wissen heute, daß bei den gewaltigen Schlacht-

frühen es für unsere Vorgesetzten unmöglich wäre, ihre Aufgabe zu lösen, wenn nicht ausgebildete Telephon- und Telegraphenkräfte sie in die Lage versetzten, mit den Unterführern an der äußersten Schlachtfront telephonisch zu verkehren.

Die kleine, bescheidene, elektrische Taschenlampe hat ihre Kriegsverwendbarkeit in diesem Kriege glänzend erwiesen. Sie ist für jeden Feldsoldaten eine Notwendigkeit geworden. Da alle Bewegungen nur des Nachts jetzt ausgeführt werden können, so ist es für den marschierenden Soldaten absolut notwendig, sich hie und da in seiner nächsten Umgebung durch Aufleuchtenlassen der Taschenlampe zu orientieren. In den weitaus meisten Fällen wäre es ihm ohne Lampe unmöglich, in die Schützengräben hineinzukommen und aus ihnen herauszufinden. Auch beim Einmarschieren während der Nacht in beschossene Ortschaften kann der Soldat ohne Taschenlampe den größten Gefahren ausgesetzt sein, und man begreift nun, weshalb die Soldaten im Felde nebst Wollwaren, Schokolade und Zigarren auch stets um eine Taschenlampe gebeten haben. Leider ist die Lebensdauer dieser kleinen Lampen noch eine ziemlich beschränkte, so daß die Produktion mit der Nachfrage kaum gleichen Schritt halten kann.

Frauenlos.

Warten im Weinen ist Frauenlos!
Müde vom Weinen, die Hände im Schoß,
Nach Nachricht aus dem Fenster schaun
Und sich doch vor der Nachricht graun.
Die langen Nächte einsam weinen,
In wehem Bangen nach dem einen —
Die Hoffnung so klein und die Sehnsucht so groß;
Warten und Weinen ist unser Los.

G. Brich.

Unsere Bilder



Eine 42-Zentimeter-Granate im Verhältnis zu einem deutschen 7,7 Zentimeter- (rechts) und einem französischen 7,5-Zentimeter-Geschütz (links).

Ein Bismarck-Denkmal in Frankreich.
Am 1. April, dem 100. Geburtstag des Fürsten Bismarck, errichteten deutsche Soldaten in Bouillonville vor dem Haus, in dem Bismarck im September 1870 wohnte, dem Schöpfer des Deutschen Reiches ein Denkmal.

Wilhelm Bauer, der Erfinder des ersten Unterseebootes. Die Erfolge der neuesten Seewaffe, des Unterseebootes, sind überall bekannt und es wird hier von Interesse sein, den Mann kennen zu lernen, dem es gelang, das erste Mal eine Fahrt unter Wasser zu vollführen. Wilhelm Bauer wurde am 23. Dezember 1822 zu Dillingen in Schwaben geboren und starb am 18. Juni 1875. Sein erstes unterseeisches Minenboot, mit dem er verunglückte, baute er von 1848—1851. Später gelang es ihm, einen Brandtaucher zu bauen, mit dem er erfolgreiche Fahrten im Hafen von Kronstadt vollführte. Er wurde später Submarine-Ingenieur und erfand eine Taucherkammer, Hebeballons und Hebekameln.

Allerlei

Der selte Prozeß. Klient: „Was meinen Sie, ob ich den Prozeß gewinne?“ — Junger Advokat: „Wir wollen das beste hoffen, Lindenbauer — ich werde es mir zur Lebensaufgabe machen.“

Erinnerungen an Auber. Der Komponist der beliebten Spielopern „Fra Diavolo“ und „Maurer und Schlosser“ war ein äußerst wißiger Kopf. Nach der Erstaufführung einer neuen Oper, wofür er 6500 Franken Lohntiere erhalten hatte, überbot sich die Pariser Kritik in herablassenden Äußerungen über das neueste Werk des Künstlers. Nachdem sich Auber in Ruhe jede dieser Kritiken durchgesehen hatte, suchte er sich die schlechteste davon heraus, nahm die Zeitung und packte sorgfältig die für die Erstaufführung des geschmähten Wertes vereinnahmten 6500 Franken hinein. Dann nahm er das Paketchen, warf es aber nicht ins Feuer, sondern legte es in seinen Geldschrank. So oft er das Paketchen sah, freute er sich über die schlechte Kritik und die schöne Einnahme. — Auber hielt sich auch einige Reitpferde. Täglich ritt er im Pariser Bois de Boulogne spazieren. Er erzählte einem seiner Freunde, daß ihm bei dem gleichmäßigen Fiedetrab seine schönsten Melodien einfallen. Als die Belagerung von Paris zur Zeit der Kommune begann, hatte man Aubers Kutscher das Lieblingspferd des Künstlers auf der Straße fortgenommen, um es zu schlachten. Als dies Auber erfuhr, sagte er zu seinem Kutscher: „Gehen Sie jetzt auf keinen Fall mehr mit meinem anderen Pferd auf die Straße. Es könnte möglich sein, man serviert es mir eines Tages im Restaurant als Schnitzel.“ A. M.

Witollenschießen. König Carlos von Portugal, der so vielen durch Verbrechen herbeigeführt wurde, war ein eifriger Witollenschießer und als solcher ein vorzüglicher Schütze. Besonders im Witollenschießen war der König ein Meister. Seine Geschicklichkeit hierin stellt ihn an die Seite der besten Kunstschützen. Im Witollenschießen in Paris zeigte der König Proben seiner fabelhaften Treffsicherheit im Witollenschießen. Es wurden 3. B. in einer Entfernung von 40 Fuß sechzehn kleine Büppchen aufgestellt, die der König sämtlich hintereinander, ohne einen einzigen Fehlschuß zu tun, herunterstieß. Dann wurde eine Schießscheibe in Mannesgröße in einer Entfernung von 90 Fuß aufgestellt. Auf diese gab der König in 28 Sekunden zwölf Schüsse ab, die sämtlich das Zentrum trafen. Noch größere Geschicklichkeit im Witollenschießen hat der Engländer Wimans aufzuweisen. Er gilt als Meisterschaftsschütze im Witollenschießen. Es ist ihm ein leichtes, das Herz aus einer Spielfarbe herauszuschießen. Im Schnellschießen erzielte er bei Abgabe von 60 Schuß 55 Treffer, bei einem Wertschießen in Brighton zielte er in einer Entfernung von 48 Fuß auf ein Ochsenauge, das er 33mal hintereinander traf. Wohl das schwierigste Kunststück brachte Mr. Wimans damit fertig, daß er sechs Witollentacken, in kurzer Entfernung hintereinander stehend, aufstellen ließ, jedoch so, daß er selbst nur die erste Karte vor Augen hatte. Mit sechs Schüssen zerteilte Wimans eine Karte nach der andern in zwei gleiche Hälften, gewiß ein Beweis für vollendete Treffsicherheit des Schützen. A. M.

Gemeinnütziges

Stachelbeergelee. Man gibt vollkommen reife Stachelbeeren in einen Steintopf, der so fest zugedeckt wird, daß weder Dampf noch Wasser hineinkommen kann. Den Steintopf stellt man alsdann in einen Kochtopf mit Wasser und läßt die Stachelbeeren etwa 10 Minuten kochen, bis diese zusammenfallen. Dann gießt man die Masse durch ein Sieb und kocht den Saft mit dem gleichen Gewicht Zucker zu Gelee.

Sellerie verlangt viel Nahrung, weshalb schon einige Wochen nach dem Auspflanzen mit dem Jauchen begonnen werden sollte. Gut bewahrt sich auch Klettung, da in der Latrine viel Kochsalz enthalten ist, ein Stoff, den der Sellerie sehr liebt.

Stachelbeerräupchen — die Larven der Stachelbeerblattwespe — können zweckmäßig durch Bestäuben mit Insektenpulver vertilgt werden. Am besten geschieht das, sobald der Tau von den Blättern gewichen ist und solange die Larven noch klein sind. Unachtsamkeit hat oft das Kahlfressen ganzer Sträucher zur Folge, wodurch dann die Entwicklung der Früchte sehr beeinträchtigt wird.

Worträtsel.

Das Erste rätet himmelan,
Eist schwer zu überwinden;
Eist schätzbar das Zweit' getan,
Wird Lohn da sicher finden;
Das Ganze führt dich tief hinab,
Ward manchem schon zum billen Grab.
Fritz Guggenberger.

Wissensartenrätsel.

ERICH SENGENFROST

Durch Umstellen der Buchstaben findet man den Beruf des Mannes.

H. König u. M. Jossak.

Auflösung des Königszugs:

Es haben viel Dichter gesungen,
Im schönen deutschen Land;
Nun sind ihre Lieder verklungen,
Die Säng' ruhen im Land.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Umstellrätsels: Hindenburg. — Des Zahlenrätsels: Dinter, idiot, Nero, Tor, El, R. Dinter. — Des Homonymrätsels: „ff“ (aus dem ff).

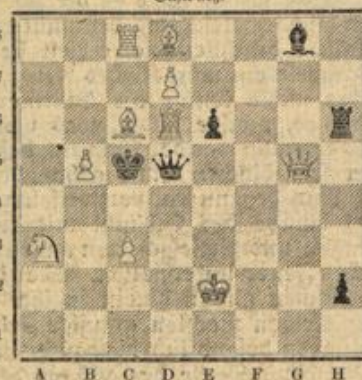
Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Problem Nr. 133.

Von H. Kubesamen.

(Süddeutsche Schachblätter, 1908.)
Schwarz.



Weiße.
Matt in 2 Zügen.